

WIR

von den Werken der Knorr-Bremse

44/AUGUST 1960



B 7357 F
KOSTENLOSE ABGABE
AN BETRIEBSANGEHÖRIGE



Unser Titelbild:

Wir besuchten für Sie das Steinkohlenbergwerk der Friedrich Heinrich AG. am Niederrhein und fanden auch dort unsere Magnet-Schienebremsen aus Volmarstein bei der Arbeit. – Bitte lesen Sie unseren Bericht auf Seite 6.

INHALT:

- 3 2. Presse-Konferenz bei der KB-München
- 4 Zuwachs in der MWM-Lehrwerkstatt
- 5 Hauptversammlung der MWM beschließt Kapitalerhöhung
- 6 600 m tief unter Tage im Steinkohlenbergwerk
- 9 Der große Zug
- 10 Gute Ordnung – halbe Arbeit gute Wirtschaft – guter Lohn
- 12 Berlin ist eine Reise wert
- 14 Ein unerschöpfliches Thema: Betriebsklima
- 15 Klinkenputzer stehen unseren Frauen Nerven und Zeit In der Kürze liegt die Würze
- 16 Unsere Jubilare Wer spart für ein Haus?

HERAUSGEBER:

Knorr-Bremse Kommanditgesellschaft
München/Berlin
München 13, Moosacher Straße 80

SCHRIFTFÜHRUNG:

Renate Stapf
München 13, Moosacher Straße 80
Telefon: 36741

GRAPHIK:

Will G. Engelhard, München,
Viktoriaplatz 1
Telefon: 361833

DRUCK:

Kastner & Callwey
München 8, Weihenstephaner Straße 27
Telefon 448307

Immer häufiger treffen wir in unseren Betrieben auf ausländische Arbeiter und Studenten. Die Begegnung mit ihnen stellt uns alle – besonders aber die Meister und Führungskräfte, auf deren Schultern die Verantwortung für eine harmonische Einordnung der Fremden in die Arbeitsgemeinschaft und die Erreichung einer guten Arbeitsleistung liegt – vor viele neue Probleme, die im Interesse der Ausländer, der einheimischen Belegschaft und last not least im Interesse der Firma möglichst schnell und friedlich gelöst werden müssen. Selbstverständlich können wir hier aus der Fülle der anfallenden Fragen nur einige wenige, die uns auf-fielen, behandeln.

Zuerst einmal wollen wir nie mehr von „Fremdarbeitern“ sprechen, denn dieser Bezeichnung haftet aus der Vergangenheit, in der riesige Heere von Zwangsarbeitern nach Deutschland mehr oder weniger verschleppt wurden, ein sehr übler Geruch an. Sprechen wir von unseren ausländischen Kollegen oder Arbeitskameraden oder von unseren Ungarn, unseren Italienern, unseren Franzosen. Doch auch wenn wir sie nach ihrer Nationalität nennen, ist dabei einige Aufmerksamkeit – man kann es auch Takt und Fingerspitzengefühl nennen – notwendig. Ein Ägypter läßt sich nicht gerne nach Syrien „versetzen“ oder ein Inder nach Pakistan. Es gibt eine ganze Reihe von neuen Staaten, und ihre Angehörigen sind wie alle Menschen, die eine junge Würde tragen, leicht zu verletzen. Im Zweifelsfalle ist eine Frage nach der Nationalität, die sich ja nicht immer gleich aus dem Äußeren des Betreffenden und seiner Sprache erkennen läßt, besser als eine falsche Anrede. Im übrigen sei besonders den Jüngeren, die in der Schule schlecht aufgepaßt haben, gesagt, daß keineswegs alle dunkelhäutigen Ausländer Neger sind. Und selbst, wenn es sich einmal wirklich um echte Neger handelt, so sind die nicht davon erbaut, wenn man sie mit Neger, Schwarze oder Mohren tituliert. Zu lange nämlich war das Wort „Neger“ im Munde eines Weißen ein verächtliches Wort. Die Bezeichnung „Afrikaner“ ist weitaus angebrachter.

Auch hört man oft Ausländer über Spitznamen klagen, mit denen sie von zumeist jüngeren Deutschen gern belegt werden. Sie empfinden es als durchaus nicht witzig, wenn man sie „Pollacke“ oder „Makkaronifresser“ oder „Schlitzauge“, „Katzelmacher“, „Pascha“ oder „Wüstenschleich“ und was es dergleichen mehr für blödsinnige Bezeichnungen gibt, nennt. Die „Spaßvögel“ unter uns sehen in diesem Zusammenhang daran erinnert, daß wir Deutschen in der angelsächsischen Welt gerne mit „Krautfresser“ oder kurz „Krauts“ bezeichnet werden und auf dieses Wort genauso sauer reagieren wie andere Ausländer auf ähnliche Spitznamen... Es finden sich auch seltsamerweise stets Deutsche, die einen Ausländer von fremder Hautfarbe und Kleidung anstauen wie ein Zirkuspferd und dann laut oder hinter vorgehaltener Hand über ihn tuscheln – vielleicht sogar über seine religiösen Gebräuche, die uns so „ulzig und seltsam“ vorkommen...

Erstens einmal ist es taktlos und zweitens ist es dumm, denn es gibt tatsächlich auch deutschsprechende Ausländer! Wir haben nicht die Bildung für uns allein gepachtet, und es gibt weiß Gott genug Gebiete – z. B. auf dem der politischen Bildung – wo uns die Angehörigen mancher ausländischer Staaten haushoch überlegen sind!

Viele Ausländer, die heute bei uns arbeiten, kommen vom Lande. Sie wagten den Sprung vom Dorf in ihrer fernen Heimat in die moderne Großstadt eines fremden Landes. Der Unterschied ist für sie ganz außerordentlich groß. Dazu kommt auch für sie noch erschwerend die Beschäftigung mit Maschinen in der Fabrik unter Bedingungen, an die sie vielfach nicht gewöhnt sind – außerdem das rauhere Klima, die Trennung von den Familien oder zumindest Freunden, die Sprachschwierigkeiten, die fremden Sitten und Gebräuche – und unser deutsches Essen, das ja nicht unbedingt das feinste und schmackhafteste der Welt ist... Sie brauchen Zeit, dies alles zu „verdauen“. Manche, die einen „guten Magen“ haben, werden es schaffen, andere nicht.

Denen aber, die einen guten Willen zeigen – oftmals besteht ja ein tatsächliches Unvermögen, die fremde Umwelt zu bewältigen – sollten wir mit Verständnis und Duldsamkeit entgegenkommen. Irgendwann gehen die meisten Fremden wieder in ihre Heimat zurück, und es wäre traurig, wenn sie dort von der Arroganz und Intoleranz der Deutschen berichten müssen...



2. PRESSE-KONFERENZ BEI DER KNORR-BREMSE MÜNCHEN

Um bessere Beziehungen zur Öffentlichkeit

Zu einer Presse-Konferenz lud am 30. 6. die Geschäftsführung der Knorr-Bremse München ein – der zweiten dieser Art nach dem Kriege. (Die erste Presse-Konferenz wurde anlässlich des 50jährigen Bestehens des Werkes 1955 abgehalten.)

Zur festgesetzten Stunde am Spätnachmittag des letzten Juni-Tages fanden sich dann auch 14 Wirtschaftsjournalisten der wichtigsten deutschen Tagespresse ein, und selbstverständlich fehlte auch der Vertreter des Bayerischen Rundfunks nicht. Anlaß für diese Presse-Konferenz war der Wunsch der Direktion, der Presse von der Arbeit und den Erfolgen des Werkes zu berichten und auf diesem Wege eine noch bessere Unterrichtung der breiten Öffentlichkeit über das Unternehmen zu erreichen.

Die Amerikaner, stets besonders geschickt in der Prägung ins Ohr gehender Schlagworte, bezeichnen diese Art von Öffentlichkeitsarbeit mit „Public Relations“. Dies ist aber nur ein leuchtendes neues Etikett für eine alte Flasche, denn große Firmen wie die AEG, Siemens und Krupp haben schon lange vor den Yankees recht gute Beziehungen zur Öffentlichkeit unterhalten und diese laufend gepflegt.

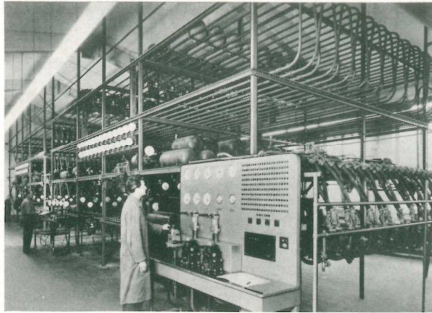
Diese Unterrichtung der Öffentlichkeit hat – und dies ist besonders wichtig – nichts mit der Wirtschaftswerbung zu tun, deren oberstes Gesetz es ist, den Verkauf von irgendwelchen Produkten zu unterstützen. Oft wirft der Laie Verkaufswerbung und Public Relations in einen Topf, weil Werbemittel wie Anzeigen, Prospekte, Plakate, Filme usw. für Public Relationszwecke eingesetzt werden. Aber das ist grundfalsch. Zwar wendet sich die Verkaufswerbung oder Reklame auch an ein breites Publikum, doch sie will es, wie gesagt, zum Kauf veranlassen und beeinflussen, während die Public Relations der Unterrichtung der Öffentlichkeit über die Ziele, die Sorgen, die Leistungen und die Bedeutung des Unternehmens – es kann sich dabei genauso gut um die Knorr-Bremse wie um die Bundesregierung handeln – dienen wollen. Es ist selbstverständlich, daß diese Bemühungen um die Erlangung und Erhaltung des Vertrauens („Tue Gutes und sieh zu, daß es bekannt wird!“ lautet eine allerdings wieder etwas primitive amerikanische Formulierung) sich von den oftmals recht marktschreierischen Parolen werbungstreibender Unternehmen schon im Ton ganz erheblich unterscheiden müssen. „Persil 59 – das beste Persil, das es je gab“ oder „Weiß, weißer, Suwa-Weiß“ oder „Peter Stuyvesant – der Duft der großen, weiten Welt“ oder „Mir tut es in der Seele weh, wenn

ich dich ohne Tele seh“ – das ist die Sprache der Verkaufswerbung, die um jeden Preis auffallen will und der leider fast alle Mittel recht sind.

Wer aber um eine so kostbare und seltene Sache wie Vertrauen werben will, darf keine leeren Phrasen dreschen, der muß seine Karten auf den Tisch legen und auf alle Fragen konkrete Antworten geben, der muß sich „durchleuchten“ lassen – ja, der sollte aus seinem Unternehmen ein „gläsernes Haus“ machen, in das jeder zu jederzeit hereinschauen kann. Man dient der Öffentlichkeit letztlich am besten – und dies gilt für Unternehmungen genauso wie für Regierungen – wenn man ihr klare und sachlich einwandfreie Informationen liefert, nach der Methode: Vertrauen gegen Vertrauen. Dabei spielt die unabhängige Presse eine enorm wichtige Rolle, denn sie sorgt für die Verbreitung der Informationen, sie bringt sie unters Volk...

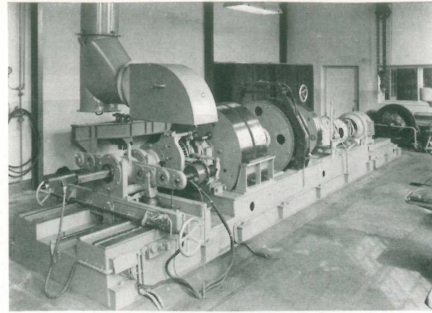


So war es also kein Wunder, daß die Vertreter der Presse von Herrn Dir. Burkhardt in Anwesenheit von Herrn Dir. Vielmetter und Herrn Dir. Hardy besonders herzlich willkommen geheißen wurden. In mehreren Kurz-Referaten informierten unsere Direktoren Burkhardt und Dr. Möller sowie Herr Dr. Bodey die Zeitungsleute über die Arbeit der Knorr-Bremse. Bei der späteren Besichtigung unserer beiden Prüfstände hatten die Journalisten dann Gelegenheit, nach der Theorie auch die Praxis kennenzulernen. Da-



Knorr-Großprüfstand für Schienenfahrzeuge mit der Bremsausrüstung eines Zuges von 204 Wagen mit zwei Lokomotiven; entspricht einer Zuglänge von 2300 Metern

bei wurden ihnen bereitwilligst und eingehend alle Fragen beantwortet. Zu einem besonders regen Gedankenaustausch kam es dann später während eines zwanglosen Beisammenseins im Kasino. Bis in die Nacht hinein sättigten die Journalisten ihren Nachrichten hunger, und unsere leitenden Herren lieferten gern das Material und standen geduldig Rede und Antwort.



Knorr-Reibungsprüfstand für Klotz-, Trommel- und Scheibenbremsen an Schienen-, Straßen- und Luftfahrzeugen; Arbeitsvermögen 1,59 Mio mkg, Geschwindigkeiten bis 300 km/h

Mit dem Resultat der Veranstaltung dieser Werbung um das Vertrauen der Öffentlichkeit, konnte die Knorr-Bremse wohl zufrieden sein, denn in insgesamt 31 Zeitungs- und Zeitschriftenveröffentlichungen und einer Rundfunksendung wurde positiv über das Werk berichtet – und Millionen von Menschen bekamen einen Begriff von unserer Arbeit im Dienste des Weltverkehrs, die es ja wirklich verdient, bekannter und populärer zu werden ...

MWM

Eine kleine Feierstunde für den Zuwachs in der MWM-Lehrwerkstatt

Zu einer kleinen Feierstunde, eröffnet durch das Akkordeonorchester der Lehrlinge, versammelten sich Anfang Mai die neuen Lehrlinge im Unterrichtsraum der Lehrwerkstatt bei MWM. Es waren 49 gewerbliche, 10 kaufmännische und 2 technische Lehrlinge. Etwas beklommen lauschten sie zunächst den Darbietungen der Lehrlings-Akkordeongruppe.

Herr Direktor Kutschbach ließ es sich nicht nehmen, die Jüngsten von MWM recht herzlich zu begrüßen. Er machte die Jungens und Mädels mit dem bekannt, was heutzutage in einem großen Betrieb von jedem einzelnen Lehrling verlangt wird. Können, Wissen und Wollen seien die drei Exponenten in einer Zeit der Automation, meinte Direktor Kutschbach. Disziplin und Interesse am Ganzen aber müsse jeder selbst mitbringen.

Der Leiter der Personal-Abteilung, Herr Aspenleiter, ergänzte die Ausführungen, indem er darauf hinwies, daß die Firma unter einer großen Anzahl von Bewerbern diese kleine Gruppe ausgewählt habe, und daß sie bereit sei, im Falle sehr guter Leistungen und Begabung zu einer weiteren Ausbildung zu verhelfen.

Anschließend sprach Ausbildungsleiter Ing. J. Schellhammer zu den neuen Lehrlingen. Er mahnte die Mädels und Jungen, immer den Geist echter Kameradschaft und eine offene Haltung zu wahren. Nur so könne wirklich das gute Verhältnis von Mensch zu Mensch in der Lehrwerkstatt erhalten bleiben. Es sei eine große Umstellung für die neuen Jungen, aber mit etwas Energie und Freude an der Arbeit müßte jeder über diese Zeit hinwegfinden.

Betriebsratsvorsitzender Kurz forderte die neuen Lehrlinge auf, all das sich ihnen Bietende aufzunehmen. Nur wer lerne, käme vorwärts in seinem Beruf. Es sei dies eine ernstzunehmende Aufgabe.

Zuletzt sprach einer der älteren Lehrlinge ein paar Worte der Begrüßung zu seinen zukünftigen Arbeitskameraden. Erst nach Überwindung aller Schwierigkeiten, meinte er, werde man Freude am Beruf und an der Arbeit überhaupt finden. Nicht die Wahl des Berufes allein sei ausschlaggebend, sondern erst das innere Verhältnis, das der Mensch zur Arbeit finde, mache ihn zum Berufenen. Dies sei allerdings eine Gnade, die nicht allen zuteil werde.



Mit den Gedichten „Den Jungen“ (Lesser) und „Den neuen Lehrlingen“ (von Hausdichter Körner) und einem von der Lehrlings-Akkordeongruppe gespielten Marsch endete die Feierstunde. Anschließend wurden alle neuen Lehrlinge in kleineren Gruppen durch den Betrieb geführt.

Gärtners, Mannheim

HAUPTVERSAMMLUNG DER MWM BESCHLIESST KAPITALERHÖHUNG

Eine sehr umfangreiche Tagesordnung hatte die Hauptversammlung der Motoren-Werke Mannheim AG am 27. 7. 1960 abzuwickeln. Acht Punkte standen zur Debatte. Zu den üblichen Punkten wie Vorlage des Jahresabschlusses, Verteilung des Reingewinnes, Entlastung von Vorstand und Aufsichtsrat, Wahl des Abschlußprüfers, kamen diesmal das Thema Kapitalerhöhung und die damit verbundenen Fragen hinzu.

Zunächst ein kurzer **Überblick** über das abgelaufene Geschäftsjahr 1959: Der Umsatz hat sich geringfügig vermindert; er beträgt rd. 125 Mio DM. Der Auftragsbestand ist mit rd. 56 Mio DM per Ende 1959 fast unverändert geblieben; er ist in den ersten Monaten des Jahres 1960 auf rd. 60 Mio DM angewachsen. Die Belegschaftsstärke hat gegenüber 1958 zugenommen; es werden z. Zt. rd 3200 Personen beschäftigt.

Der Absatz von Schlepper- und Landmaschinenmotoren war 1959 stetiger als sonst; die Nachfrage ist stärker geworden bei Schleppern mittlerer und höherer Leistung. Auch im stationären Motorenbau war mit Ausnahme der Schiffsmotoren das Geschäft lebhaft; im Schiffsmotorenbau war eine gewisse Flaute zu verzeichnen, die im wesentlichen durch den geschwächten Frachtenverkehr im Küstengebiet bedingt ist.

Der Export ist im Gegensatz zum Inlandsgeschäft zurückgegangen, weil einige ausländische Kunden bisher mitgelieferte Teile selbst bestellen und die Überseeländer durch Devisenmangel, schlechte Wirtschaftslage und auch durch den Aufbau eigener Industrien weniger bestellen. Sehr intensiv befaßte man sich bei den MWM mit der Weiterentwicklung von luftgekühlten und schnelllaufenden Dieselmotoren.

Die Liquidität und die Rentabilität haben durch erhöhte Material-Preise und Kosten etwas nachgelassen. Verlängerte Lieferfristen und die Aufnahme von neuen Motor-Typen machten erhöhte Bestellungen und erhöhte Bestände notwendig. Die Erweiterung bedingte verschiedene neue Investitionen; insgesamt wurden 1959 rund 5,7 Mio DM investiert, davon für Maschinen und Ausstattung rd. 4,4 Mio DM, für Bauten und Sonstiges rd. 1,3 Mio DM; der Abschreibungsaufwand auf Anlagen beträgt rd. 3,5 Mio DM.

Daß trotz des verringerten Betriebsergebnisses ein höherer Reingewinn als im Vorjahr ausgewiesen wird (rd. 1,0 Mio DM gegenüber rd. 0,5 Mio DM im Vorjahr), ist darauf zurückzuführen, daß verschiedene Sonderaufwendungen wegfelen und außerordentliche und Sondererträge zum Teil infolge Auflösung von Rückstellungen höher lagen.

Von der Hauptversammlung wurde die Ausschüttung einer Dividende von 9% beschlossen, und zwar einmal auf das Grundkapital von 4 860 000 DM, zum anderen auf den Kapitalerhöhungsbetrag von ebenfalls 4 860 000 DM.

An direkten und indirekten sozialen Leistungen wurden 1959 insgesamt 4,4 Mio DM aufgewendet, davon 2,7 Mio DM für gesetzliche Abgaben und 1,7 Mio DM für sonstige Leistungen einschließlich Beihilfen, Weihnachtsgroßleistungen, Kantineessen usw. Dem Altersversorgungswerk wurden rd. 800 000 DM zugeführt.

Für Löhne und Gehälter sind 21,5 Mio DM aufgewendet worden, für diverse Steuern einschließlich Umsatzsteuern wurden 6,3 Mio DM bezahlt.

Die **Aussichten** für das laufende Jahr 1960 werden auf Grund der vorliegenden Aufträge günstig beurteilt.

Als Sonderpunkte standen auf der Tagesordnung die **Erhöhung des Grundkapitals** von 4 860 000 DM auf 9 720 000 DM aus den vorhandenen Rücklagen sowie ein Vorschlag zur Ermächtigung des Vorstands, das neue Kapital in den nächsten Jahren zur Abrundung evtl. auf 10 Mio DM zu erhöhen; ferner die damit verbundenen Satzungsänderungen. Die Punkte wurden alle genehmigt.

Das neue Kapital in Höhe von 9 720 000 DM gehört mit unverändert 94,9% der Knorr-Bremse KG.

Die Kapitalerhöhung war notwendig geworden, weil das bisherige Grundkapital in keinem Verhältnis mehr zu den anderen Positionen, d. h. Anlagen, Beständen, Forderungen und Verbindlichkeiten stand. Möglich war die Erhöhung – es handelt sich eigentlich um eine Berichtigung –, weil in den letzten Jahren Rücklagen angesammelt werden konnten, die nunmehr in haftendes Kapital umgewandelt worden sind. Die Rücklagen standen per 31. 12. 1959 mit 7,5 Mio DM zu Buch, nach Umwandlung von 4 860 000 DM in haftendes Kapital betragen sie noch rd. 2,6 Mio DM. Die Rücklagen sind zur Sicherung des Unternehmens teilweise gesetzlich vorgeschrieben.

Die Voraussetzung zur Kapitalerhöhung aus Gesellschaftsmitteln schuf der Gesetzgeber in dem „Gesetz zur Kapitalerhöhung aus Gesellschaftsmitteln und über die Gewinn- und Verlustrechnung“ vom 23. 12. 1959 und den entsprechenden steuerlichen Bestimmungen.

Der **Vorstand** besteht aus

Herrn Gerhard Benteler (technische Leitung) und Herrn Georg Mann (kaufmännische Leitung).

Der **Aufsichtsrat** setzt sich zusammen aus Herrn Philipp Frank, Vorsitz, Herrn Joachim Vielmeyer, stellv. Vorsitz, Frau Liselotte von Bandemer, Herrn Hellmuth Goerz, Herrn Prof. Dr. Dr. Hermann Heimerich, Herrn Herbert Waldschmidt, Herrn Fritz Kurz, Herrn Heinz Unangst, Herrn Prof. Dr. Hans-Georg Schachtschabel. ZV-Schl.

Seeschlange bei der Südbremse?

Wenn die Seeschlange von Loch Neß wieder einmal in den Zeitungen auftaucht, dann weiß man mit ziemlicher Sicherheit, daß die Saure-Gurken-Zeit, die sensationsarme und schreckliche Zeit, für die Presse begonnen hat! Ja, im Hochsommer passiert nicht viel, weil die Prominenz in Urlaub ist, und aus diesem kühlen Grunde wird dann auch gerne von den Journalisten aus 'ner kleinen Mücke ein Elefant gemacht. – Die Angehörigen der Südbremse durften sich also eigentlich nicht besonders wundern, als sie in der örtlichen Gazette neulich zu lesen bekamen:

„Funke verursacht Großbrand! Explosion und Brand in der Südbremsen-AG. Weil ein Stift den Meißel fallen ließ!“

In der braven Abendzeitung hieß es sogar: „45 Feuerwehrmänner bekämpfen unter Lebensgefahr einen Brand in der Süddeutschen Bremsen-AG.“

Nun, auch wir von der Werkzeitschrift schätzen fette Schlagzeilen und Sensationsmeldungen, aber in unserem Falle von Großbrand und Lebensgefahr zu schreiben, erinnert doch ein wenig an das Auftauchen und Aufbauschen der Seeschlange von Loch Neß im Sommer eines jeden Jahres. Was war denn nun eigentlich wirklich passiert?

Am 13. 7. gegen 11 Uhr rutschte einem Lehrling, der bei Bauarbeiten über dem Farb- und Lacklager beschäftigt war, beim Brechen von Mauerschlitzen der Meißel aus der Hand und fiel durch den Deckendurchbruch in den Lageraum. Ein Glasbehälter mit Lösungsmittel für Farben ging dabei zu Bruch. Man entfernte die Glasreste, streute Sagemehl über die ausgelaufene Flüssigkeit und öffnete Fenster und Türen. Um 13 Uhr überzeugte sich der Lehrling davon, daß die Flüssigkeit aufgetrocknet war. Auch roch es kaum mehr danach ...

Um 13.30 Uhr sollte dann die Kondensleitung in diesem Raum zusammengeschrubbt werden. Beim Zünden knallte es und fing im ganzen Raum zu brennen an. Die Explosion war so „stark“, daß nicht einmal die im oberen Stock arbeitenden Handwerker und die mit Büroarbeiten beschäftigten Mädchen etwas davon hörten. Die Feuerwehr hatte den Brand bereits nach 10 Minuten unter Kontrolle ...

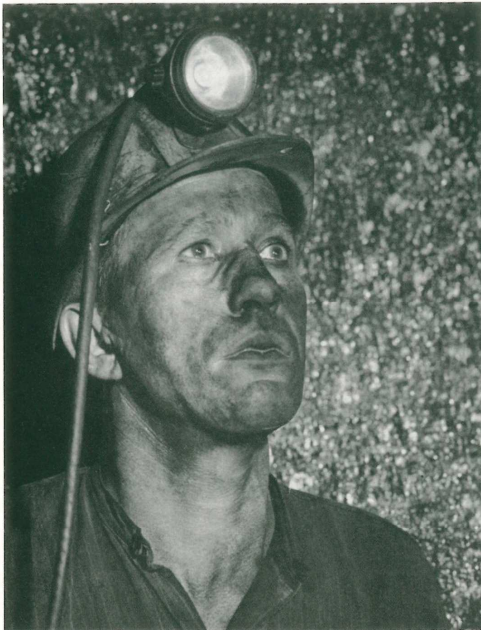


FOTO: L. Windstosser-Bavaria

Schon setzten wir zu dem gewohnten herzhaften „Grüß Gott“ an, da besannen wir uns noch rechtzeitig darauf, daß wir ja auf dem Boden stehen, unter dem ein Bergwerk liegt, und riefen „Glückauf!“ Wir kamen uns dabei ein wenig komisch vor, etwa wie ein Angler, der auf der Alm der Sennerin „Petri Heil!“ wünscht oder ein Jägermann, der mit einem „Waidmanns Heil!“ auf den Lippen baden geht oder ein Mann von der Waterkant, der eine bayerische Bräustube mit einem fröhlichen „Ahoi“ betritt – aber die anwesenden Kumpels antworteten im Chor ebenfalls mit „Glückauf!“ und wir erfuhren, daß es hierzulande über und unter Tage nur diesen einen Gruß gibt – und zwar aus gutem und buchstäblich tiefen Grunde: Für die Männer, die 600 bis 1000 m tief unter der Erde arbeiten, ist es immer wieder nach jeder Schicht ein neues Glück, aufzusteigen in das helle Licht des Tages. Und zweitens hängt ihr Glück auch untrennbar mit der Kohle zusammen, die sie dort unten brechen und dann aufwärts fördern. Während Flieger untereinander „Glückab!“ wünschen und damit zum Ausdruck bringen, daß der andere wieder gut aus der Luft herabkommen und landen möge, so rufen sich die Kumpels unter der Erde „Glückauf!“ zu, weil sie sich wünschen, heil aus der Tiefe zu kommen, in der nicht weniger Gefahren lauern als in der Luft. Während aber der Flieger und Seemann immer die Weite mit Luft und Licht, der Sonne und den Sternen um sich hat, arbeitet der Bergmann eng eingeschlossen bei künstlichem Licht in kohlrabenschwarzer Finsternis, Wärme und Kohlenstaub. Apropos Kohlenstaub – kaum hatten wir die „Waschkäue“ betreten (sinnigerweise auch „Schwarz-Weiß-Käue“ genannt), wo die Zivilkleidung des Kumpels an Ketten hochgezogen wird und unter der Decke hängenbleibt, bis er wieder sauber ist, als auch schon der Kauenwärter auf uns zukam und erklärte: „Sie müssen alles ausziehen, auch

600 m tief unter Tage im Steinkohlenbergwerk

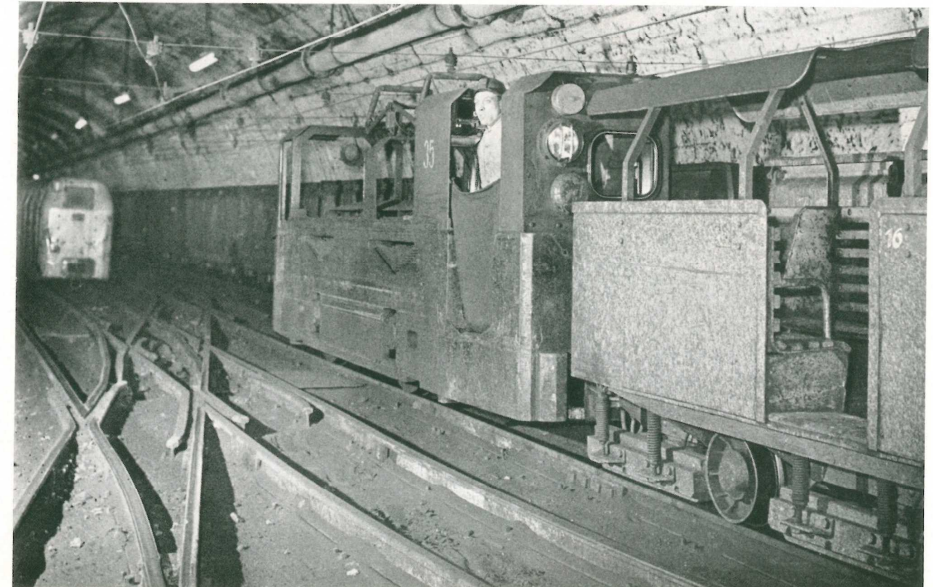
DER FRIEDRICH HEINRICH AG.
IN KAMP-LINTFORT A. NIEDERRH.

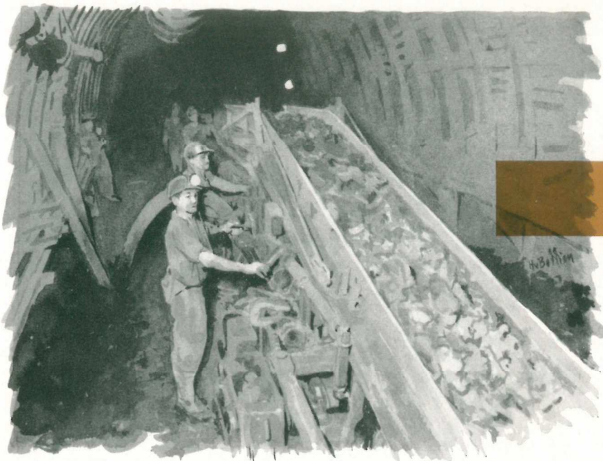
die Unterwäsche und Strümpfe, denn unter Tage bleibt nichts sauber!“ Er brachte uns Grubenanzüge, Wäsche und Schuhe, und wir zogen uns um. Dann bekamen wir Helme verpaßt, erhielten eine Grubenlampe und einen CO-Filter. Also zünftig ausgerüstet – die Verkleidung schmeckte uns Büromenschen vorläufig noch mehr nach rheinischem Karneval – vertrauten wir uns dem freundlichen Herrn Dr. Jordan an und sagten: „In diesem soliden Aufzug folgen wir Ihnen auch in den Bauch der Hölle!“ Die Förderkorbetage – denn solch ein Förderkorb hat vier Etagen! – in der Platz für 16 Menschen ist, nahm uns auf, und dann glitten wir erstaunlich weich nach unten. Es ging pfeilschnell (8 m/sec) und war völlig unromantisch. Man stand wie im gut funktionierenden Lift eines Wolkenkratzers. Es knackte kaum in den Ohren, als wir an der 350-m- und einige Sekunden später an der 450-m-Sohle vorbeiflühten. Schließlich hielt der Korb, und wir standen in 600 m Tiefe. (Der Kumpel sagt „Teufe“ statt Tiefe – er hat überhaupt eine Menge Worte, die wir Übertagewesen uns übersetzen lassen mußten, so z. B. Gedinge, Gezähe, Geleucht, Geviert, Gehänge, Gestänge, Gesenke – um nur einige zu nennen.) Die Überraschung beim Aussteigen war groß – man glaubt sich in den Tunnel einer Untergrundbahn versetzt: alles erinnert in den Ausmaßen und der Solidität des Baues an die Metro in Paris oder die Berliner U-Bahn. Man ist ein wenig perplex, solche betonierten weißwandigen Tunnels mit regem Zugverkehr, mit vier Gleisen nebeneinander und einem vollautomatischen Stellwerk, das einem mittleren Bundesbahnhof alle Ehre machen würde, hier im Schoße der Erde vorzufinden. „Sämtliche Grubenloks sind mit dem Stellwerk durch Sprechfunk verbunden,“ erklärte unser liebenswürdiger Führer. „Selbstverständlich haben wir hier unten auf der 600-m-Sohle auch eine komplett eingerichtete Elektrowerk-

statt für alle anfallenden Reparaturen. Schauen Sie sich ruhig mal um – und vergessen Sie auch über all dem Neuen nicht, unten an den Förderzügen Ihre Magnet-Schienenbremsen zu bewundern!“ fügte er lachend hinzu. „Ja, seit wir sie hier eingeführt haben, gibt es kaum noch Bremsprobleme. Sie müssen bedenken, daß alle diese beladenen Großförderwagen $6\frac{1}{2}$ to wiegen – die kleineren ca. $1\frac{1}{2}$ to – und solch ein Zug, der von einer 16 to schweren Elektrolok gezogen wird, immerhin aus 24 Wagen besteht. Mit einfachen Radbremsen an den Lokomotiven wäre die exakte und schnelle Bremsung, wie wir sie hier unten brauchen, nicht zu erreichen. Jeder Zug führt daher einen besonderen Bremswagen mit 6 Schienenbremsen zu 6 to mit sich!“ Gerade leuchtete wieder unter der Decke ein Licht auf und ein Zug kam herangerasselt. Diesmal transportierte er nicht nur Kohle, sondern in einigen überdachten Sonderwagen auch Kumpels, die ihre Schicht beendet hatten. Sie saßen dort gut geschützt wie in einem Panzerzug. Das einzige Weiß an diesen müden Kriegern waren ihre Augäpfel und ihre Zähne. Einige schliefen, andere, vor allem die Jüngeren, machten ihre Witze über das als Bergmann verkleidete weibliche Wesen, das sich in dieses Reich der Männer gewagt hatte. Ein Spaßvogel bot uns eine Prise Schnupftabak an – hier unten der beliebte und einzige Ersatz für das Rauchen, das die Männer sechs Stunden lang entbehren müssen. Aber wir unterließen es lieber, denn wir fürchteten, daß uns bei dem Niesausbruch nach dem Schnupfen die Helme vom Kopfe fallen würden – und wir wollten doch wenigstens unsere Kopfhaut vom Kohlenstaub freihalten. Wir ließen den Zug an uns vorüber und wanderten dann längs des Schienenstranges weiter. Schließlich kamen wir zur großen Rollkipperanlage, wo sich die Kohlenberge aus den Wagen automatisch in die Skipanlagen entleeren, um dann zu Tage gehoben zu werden. Diese Kippanlage auf Friedrich Heinrich frißt täglich den Inhalt von 3500 Großförderwagen! Wieder staunten wir darüber, wie alles hier unten mit verhältnismäßig wenig Menschen wie am Schnürchen klappte. Nicht ohne Stolz bemerkte Herr Dr. Jordan:

„Ja, Friedrich Heinrich ist vollmechanisiert. Wir sind eine der modernsten Schachanlagen Europas. Sehr vieles, was in früherer Zeit die Arbeit unter Tage so besonders schwer, zeitraubend und gefahrvoll machte, gehört damit bei uns endgültig der Vergangenheit an. Wir haben viele Kohlenhobel und Schrämmaschinen, die in der Kallengewinnung weitgehend an die Stelle der Abbauhämmer und Preßluftbohrer getreten sind – und vor allem haben wir in Verbindung mit dem Hobel seit 1943 Panzerförderer eingesetzt. Mit ihnen sind wir in der Lage, die im Streib anfallenden großen Kohlenmengen aufzunehmen und zu bewältigen. Im Vortrieb der großen Hauptförderstrecken sind große von je 5 Mann bediente Bohrwagen an der Arbeit, die zusammen mit gewaltigen Stoßschaufelladern – sie sehen aus wie der weit geöffnete Rachen eines Walfisches – monatlich durchschnittlich 200 m Strecke auffahren. Außerdem wird bei uns der hydraulische Strebaubau mit Stahlstempeln sehr forciert. Neben der beträchtlichen Arbeiterleichterung, denn gerade das Ausbauen von Hand, der Handversatz, kostete enorme Körperkräfte und fraß viel Zeit, bringt dieser Stahlstempel gewährleisten, sondern auch eine beträchtliche Einsparung an immer knapper werdendem Grubenholz mit sich.“ Wir waren inzwischen ziemlich weit in die unterirdische Welt vorgedrungen, und unser Führer gab das Signal zum Rückweg. Wir mußten uns nun mit aller Kraft gegen den Wind stemmen, der von oben hier herein und durch den Tunnel gesaugt wurde. Es war ein regelrechter Sturm und es erforderte Schritt für Schritt viel Kraft, ihm zu trotzen. Dieser künstliche Monsun fegte über die Gleise und klatschte uns in die Gesichter, daß die Augen nur so tränten. Außerdem aber führte er Millionen winziger Staub- und Kohleteilchen mit sich, die auf unseren schweißnassen Gesichtern kleben blieben und sie nach und nach in schwarz-glänzende Masken verwandelten. Jetzt unterschieden wir uns tatsächlich äußerlich nicht mehr von den Menschen, die hier unten schafften, jetzt hatten wir nicht mehr das komische Gefühl, verkleidet einen Spaziergang zu unternehmen – jetzt hatte uns die Kohle den Bruderkuß

Jeder Zug führt einen Bremswagen mit 6 Magnet-Schienenbremsen zu 6 t mit sich!





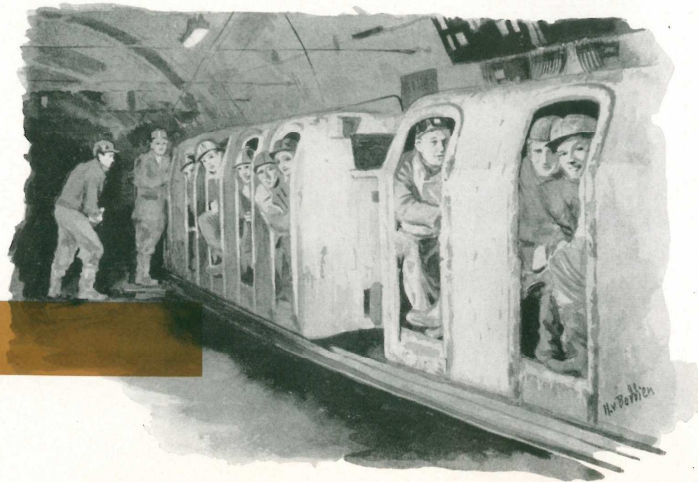
Zu einer vollmechanisierten Schachtanlage gehört auch die Lademaschine.

gegeben und wir waren gekennzeichnet wie alle, die ihr hier unten dienen...

Als wir uns keuchend für eine Weile an die kalte Betonmauer der Strecke lehnten und verschauften, antwortete unser Begleiter auf die Frage nach der Notwendigkeit dieses unterirdischen Sturmes: „Diese Luft ist der Atem des Bergwerks – ohne ihn kann hier unten kein Leben herrschen. Sie wird von großen Maschinen angesaugt und laufend hier unter großem Druck hindurchgepreßt bis in die entlegensten Grubenbaue. Laut Vorschrift muß ja pro Mann in der Minute 4 cbm Luft hier in den Bauch der Erde gepumpt werden! Selbstverständlich erfolgt die Luftzufuhr ununterbrochen, Tag und Nacht... Doch jetzt haben Sie genügend Bergwerksluft geatmet – jetzt dürfen Sie wieder nach oben, um sich von der edlen Kohle reinigen zu können!“

Gesagt, getan. Wir drängten uns mit einigen Kumpels in den Förderkorb und sausten in Windeseile die 600 m hoch ans Tageslicht. Dort holten wir erst einmal tief Atem: Es tat schon verdammt gut, wieder über Tage zu sein! Schwarz, wie wir waren, zogen wir in die Waschkäue, wo uns der obligate Kaffee erwartete, mit dem die Besucher eines Bergwerkes ihre erschöpften Lebensgeister wieder

aufzumöbeln und vor allem die verkohlte Kehle zu reinigen pflegen. Und dann kam die erste Zigarette nach Stunden! Jetzt konnten wir verstehen, warum die nach östündiger Schicht an die frische Luft kommenden Kumpels wie auf ein geheimes Kommando alle gleichzeitig nach der Zigarette griffen... Nach dem Genuß ohne Reue verschwanden wir in unseren Badewannen und versuchten, die Kohle herunterzuwaschen. Es wurde eine gar schwere Arbeit, denn gerade an jenen Stellen, die man nur ungern mit der harten Wurzelbürste schrubbt – in den Augwinkeln, den Nasenlöchern und Ohrmuscheln – saß die edle Kohle am festesten. Wir mußten Gewalt anwenden, und die Haut rötete sich nach mehrmaliger intensiver Waschung und empörte sich gegen diese unliebenswürdige Behandlung. Beim Anblick des Waschwassers konnte man ohne Übertreibung sagen: es war das schwärzeste Schwarz unseres Lebens! Trotzdem förderten wir noch 48 Stunden später, als wir die Waschkäue von Friedrich Heinrich schon längst verlassen hatten, aus den Atemschächten unserer Körper – sehr zum Leidwesen der Hausfrauen, die persilgepflegte, schwanenweiße Wäsche schätzen – Kohle zu Tage. Glückauf!



Geschützt wie in einem Panzerzug sitzen die Kumpels in den überdachten Wagen, in denen sie zu ihren Arbeitsplätzen fahren.

Der große Zug

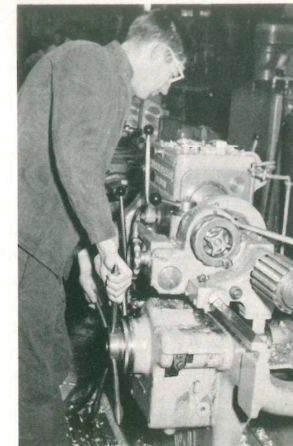
Noch in keinem Jahr seit 1948 war der Arbeitskräftebedarf der westdeutschen Wirtschaft so groß wie 1960. Angesichts des leergefegten Arbeitsmarktes und 453 000 offener Stellen bereits im März des Jahres versuchte die Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung, von den Arbeitskraftreserven fremder Länder zu profitieren. So sind vor allem neue Helfer aus dem sonnigen Süden zu uns gekommen, wie sie bereits vor Jahren für die westdeutsche Landwirtschaft angeworben wurden.

Schon 1955 schloß die Bundesregierung mit Italien ein Abkommen, demzufolge 1956 rund 15 500 Italiener – erstmalig organisiert nach dem 2. Weltkrieg – freie westdeutsche Arbeitsplätze einnehmen konnten. 1959 war diese Zahl schon auf rund 45 000 angewachsen. Im laufenden Jahr registrierte die Meldebüros der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung in Nürnberg, die es sich unter anderem in Verona und Neapel zur Aufgabe gemacht hat, ausländische Arbeiter anzuwerben, im Mai

des Jahres schon aus Italien mehr als 50 000 Arbeitnehmer für die Bundesrepublik.

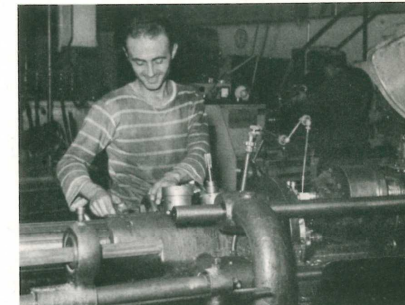
So befinden sich heute große Arbeitnehmermassen auf der Wanderung durch Europa. Busse, Züge und Schiffe bringen Andalusier an Krefelder Webstühle und Sizilianer in westdeutsche metallverarbeitende Industrien. Viele kommen nur für die Sommermonate, einige bleiben für Jahre. Hinter derartigen Aktionen stehen Verhandlungen, Verträge, Mißverständnisse, Propagandafeldzüge, Aufklärungsarbeit und heute – nach ungefähr fünfjähriger Tätigkeit auf diesem Gebiet – vor allem Erfahrung.

Die Südbremse beschäftigt zur Zeit 42 Italiener, die zum größten Teil in dem werkseigenen Barackenlager untergebracht wurden. Sie wohnen dort Wand an Wand mit Indern, Spaniern, Franzosen, Ägyptern, Ungarn, Jordanern, Syrern... es würde zu weit führen, alle 23 Nationalitäten aufzuzählen, die in unserem Münchner Werk Arbeit und



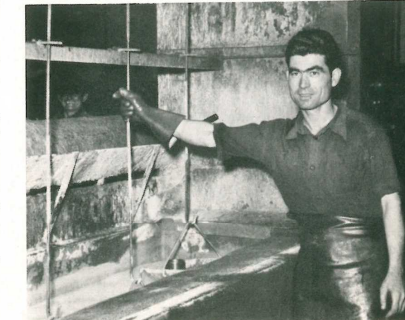
Für unsere Italiener ist RICCARDO FUSNECHER ein wichtiger Mann: er spricht gut Deutsch. So kommt es, daß er neben seiner Arbeit als Revolverdreher auch den Dolmetscher spielen muß, wenn die lautstarke Verständigung zwischen Meister und Riccardos Kollegen trotz lebhafter Gebärden einmal nicht klappen sollte.

GINO MIRELLA kommt aus Cosenza. Da er unverheiratet ist und ihn die Sehnsucht nach Frau und Kindern nicht plagt, hat er sich



schon gut in München eingelebt und würde gern länger bleiben. Etwas Kummer macht ihm lediglich die Arbeit an der Maschine, aber Gino hofft, daß er im Laufe der Zeit auch damit noch fertig wird.

In dem Fischerdorf Crotona in Süditalien ist PIETRO DOPPIDO zu Hause. Seit einem halben Jahr arbeitet er bei uns als Washer, sehr zur Freude seines Meisters. Pietro wohnt bei seinem Bruder, der mit seiner deutschen Frau eine hübsche Wohnung sein eigen nennt. – Das Glück wäre für ihn vollkommen, wenn auch Pietro seine Frau und die drei Kinder bei sich haben könnte.



Unterkunft gefunden haben. Allerdings sind die Italiener in der Überzahl, und es ist erfreulich zu hören, daß die anderen Lagerbewohner wenig Klagen gegen diese temperamentvollen Südländer vorzubringen haben. Erstliche Auseinandersetzungen mit Angehörigen anderer Nationen kamen bislang kaum vor, und statt nach dem Messer greift man hier lieber nach dem Akkordeon, um in lauen Sommernächten unter Sternenhimmel heimwehswere Lieder anzustimmen. (Für solch nächtliche musikalische Betätigung jedoch hatten die anderen Lagerbewohner nichts übrig; Lagerleiter Werner mußte energisch dagegen einschreiten.) Ansonsten sind sie in ihrer Freizeit mit

der Zubereitung von Spaghetti vollauf beschäftigt...

Nicht ganz so harmonisch allerdings geht es im Betriebsalltag zu. Es liegt ja auf der Hand, daß die aus dem Ausland zu uns kommenden Arbeitskräfte in der Mehrzahl über keine Fachkenntnisse verfügen – ja, sie bringen oft nicht einmal die notwendigsten Voraussetzungen einer einfachen Schulbildung mit, um sich das unumgängliche technische Wissen aneignen zu können. So bleiben Enttäuschungen auf beiden Seiten natürlich nicht aus. Um so mehr freut es die Betriebsleitung, daß sich manch einer von ihnen bereits gut eingearbeitet und eingelebt hat.

Gute Ordnung - halbe Arbeit gute Wirtschaft - guter Lohn

Im vorletzten Heft wurde die betriebswirtschaftliche Betrachtung mit den wichtigsten Kostenarten eines Betriebes beendet. Die Ausführungen sollen nun – wie schon im ersten Teil erwähnt – mit einem Vergleich der betrieblichen und privaten Kosten fortgesetzt werden.

Die erste Kostengruppe im betrieblichen Bereich waren das Fertigungsmaterial und die Fertigungslöhne, die Einzel-, direkte oder produktive Kosten genannt werden. Diese Kosten entstehen in der Fertigung unmittelbar bei der Herstellung der Erzeugnisse; es sind die „Einzelkosten der Fertigung“. Da es im privaten Bereich keine Herstellung (Fertigung) gibt, entfallen für den Privatmann auch diese Kosten.

Ganz anders ist es nun mit den sogenannten **Gemeinkosten**. Dies sind bekanntlich alle diejenigen allgemeinen Kosten (deshalb Gemeinkosten), die man dem Erzeugnis nicht unmittelbar zurechnen kann. Bei den Gemeinkosten gibt es erhebliche Parallelen zwischen Betrieb und Haushalt. Je nach Größe des privaten Haushaltes treten auch hier viele Gemeinkosten auf, die es im Betrieb gibt – dort sind sie nur noch weiter untergliedert.

Die Gemeinkostenlöhne und -gehälter sind die erste und in vielen Unternehmen die wichtigste Gruppe der Gemeinkosten. Unmittelbar dazu gehören die **Sozialkosten**; zusammengefaßt sind es die sogenannten Personalgemeinkosten. In größeren privaten Haushalten, in denen Hausangestellte, Putzfrauen und dergleichen beschäftigt werden, gibt es auch Personalgemeinkosten.

Das **Gemeinkostenmaterial** ist für den Betrieb und für den privaten Haushalt auch ein großer Unkostenposten. Die Reparaturen in der Wohnung oder am Haus, der Wasser-, Strom- und Gasverbrauch und nicht zuletzt die Heizungskosten sind immer Beträge, die wohl in jeder Familie ein kräftiges Loch in die monatliche Kasse reißen.

Auch **Steuern und Beiträge** müssen im gewerblichen wie im privaten Bereich bezahlt werden. Immer, wenn Steuerbescheide oder Beitragsrechnungen im Briefkasten stecken, verdunkelt sich die Miene des Hausherrn (falls er die Kasse führt).

Schließlich gibt es noch die Gruppe der **verschiedenen Gemeinkosten**, auch „Sonstiges“ genannt. Hier werden betrieblicherseits die Kosten für Mieten, Beratungen, Versicherungen, Postgebühren usw. eingeordnet. Im privaten Haushalt wird die Miete allerdings nicht unter „Verschiedenes“, sondern gesondert in der Kosten-Gliederung stehen. Die anderen Beträge werden aber auch in dieser Gruppe zusammengefaßt sein und gerade über das Konto Verschiedenes wird es am Monatsende wohl immer kleine Ausdrücken geben, denn es wird in der Regel überzogen. Die **kalkulatorischen Kosten** (Abschreibungen, Verzinsungen, Wagnisse usw.) sind keine unmittelbaren Geldausgaben. Sie bilden nur im betrieblichen Bereich eine entscheidende Größe; im privaten Haushalt stehen sie nicht so sehr im Blickfeld. Zwar sollte man auch – wenn man privat korrekt rechnen will – bei der Zusammenstellung der Autokosten die kalkulatorischen Abschreibungen, die Verzinsung usw. nicht vergessen, aber da sie eben nicht als Ausgabe anfallen, werden sie meistens vernachlässigt. Ein Unternehmer kann sich diese Vernachlässigung aber keinesfalls leisten, es würde sonst seine Erzeugnisse falsch – nämlich zu billig – kalkulieren.

Als letzte Kostengruppe gibt es die **Sonderkosten des Vertriebs**. Hierzu gehören die Umsatzsteuer, die Provisionen, die Ausgangsfrachten usw. Sie fallen erst dann an, wenn die Erzeugnisse verkauft werden. Sie sind auch für jeden einzelnen Auftrag zu berechnen bzw. zu ermitteln und gehören daher auch nicht zu den Gemeinkosten, sondern werden korrekt mit „Einzelkosten des Vertriebs“ bezeichnet (Gegenstück: die „Einzelkosten der Fertigung“). Für den

Privatmann gibt es diese letzte Kostengruppe ebenfalls nicht, da sie auch wieder nur im Zusammenhang mit den Erzeugnissen auftreten.

Die Summe aller einzelnen Kostenarten sind nun logischerweise die **Gesamtkosten**.

Zum Abschluß des Kapitels Aufwand und Kosten sei noch erwähnt, daß die beiden Begriffe in der Buchhaltung streng auseinandergelassen werden. Die Kosten werden in der sogenannten Klasse 4 der Buchhaltung gebucht, während der Aufwand in der Klasse 2 erfaßt wird. (Die gesamte Buchhaltung eines Unternehmens wird innerhalb ihres Kostenrahmens in 10 Klassen, nämlich 0–9, unterteilt. Es würde in diesem Zusammenhang zu weit führen, den ganzen Kostenrahmen zu erläutern.)

Ergebnis

Im weiteren Verlauf unserer betriebswirtschaftlichen Betrachtung kommen wir nun zu dem Begriff „Ergebnis“. In vielen Publikationen werden die beiden Begriffe Ergebnis und Ertrag verwechselt, d. h. der letztere wird anstelle des ersteren gebraucht. In der ersten Folge, im Aprilheft, wurde klar herausgestellt, was unter Ertrag zu verstehen ist, nämlich der gesamte Produktionswert (nicht nur der Umsatz) eines Unternehmens in einem bestimmten Zeitabschnitt. Das Ergebnis dagegen ist nun die Differenz (oder Saldo) zwischen dem Ertrag einerseits und dem Aufwand bzw. Kosten andererseits, also:

Ergebnis = Ertrag ./. Aufwand bzw. Kosten
Innerhalb des Begriffes Ergebnis gibt es nun aber noch einige Untergliederungen, und zwar Betriebs -Ergebnis
Neutrales -Ergebnis
Unternehmens -Ergebnis (auch Brutto-Ergebnis)
Rein -Ergebnis (auch Reingewinn bzw. Verlust).
Jedes Ergebnis kann entweder ein Gewinn oder ein Verlust sein.

Unter **Betriebsergebnis** versteht man die Differenz zwischen dem Produktionswert des Betriebes (Ertrag) und den dazugehörigen Kosten innerhalb eines bestimmten Zeitraumes. Es ist eine der wichtigsten Zahlen im ganzen Rechnungswesen eines Unternehmens; denn sie gibt an, ob die Erzeugnisse mit Erfolg oder Verlust gefertigt und verkauft wurden. Beim privaten Vergleich könnte man hierzu „Arbeitsergebnis“ sagen; es ist die Differenz zwischen dem Ertrag der Arbeit (Gehalt usw.) und den monatlichen Kosten des Haushaltes, wie sie im vorhergehenden Abschnitt aufgeführt wurden.

Ein etwas schwieriger Begriff ist das **„neutrale Ergebnis“**; deshalb als neutral bezeichnet, weil es nicht im Zusammenhang mit der Produktion des Unternehmens steht. Um ein neutrales Ergebnis zu bekommen, muß es selbstverständlich neutrale Erträge und neutrale Aufwendungen geben. Zu den neutralen Erträgen gehören Einnahmen aus dem Vermieten bzw. Verpachten von Gebäuden, Grundstücken usw., die nicht für die Produktion gebraucht werden. Auch Zinserträge oder Börsengewinne vom angelegten Kapital sind ebenfalls neutrale Erträge. Sinngemäß sind nun die Ausgaben für diese Zwecke die neutralen Aufwendungen. Die neutralen Erträge und Aufwendungen, die – wie erwähnt – unabhängig von der Produktion sind, werden ebenfalls in der Buchhaltung in der dafür vorgesehenen besonderen Konten-Klasse 2 erfaßt. Auch für den Privatmann gibt es einen neutralen Bereich, wie z. B. die Einnahmen aus der Untervermietung von Räumen oder die Ausgaben und Einnahmen aus den Toto- oder Lottospielen usw.

Das **Brutto-Ergebnis** ist nun das Betriebsergebnis + neutrales Ergebnis.
Es ist dasjenige Ergebnis, das das **gesamte** Unternehmen, also nicht nur die Produktion, erwirtschaftet hat.

Als letztes haben wir nun das **Reinergebnis**. Vom Brutto-Ergebnis müssen nämlich noch bestimmte Ausgaben und Rückstellungen abgeführt werden, wie z. B. Vermögensabgabe zum Lastenausgleich bzw. Gewinn-Steuern

(das sind diejenigen Steuern, die vom Brutto-Ergebnis berechnet werden. Beim privaten Vergleich würden hier die Lohn- bzw. Einkommensteuer zu nennen sein). Rückstellung für die Abwertung der Vorräte usw.

Zieht man diese Ausgaben von dem Brutto-Ergebnis ab, so ergibt sich das **Rein-Ergebnis**, für den Finanzmann schließlich diejenige Zahl, die ihm sagt, ob das eingesetzte Kapital erfolgreich gearbeitet hat oder nicht.

Wie es das Ziel jedes Privatmannes ist, am Schluß seiner

Abrechnung ein angemessenes Reinergebnis aus seiner Arbeit übrig zu behalten, um sich ein Sparkonto anlegen oder Anschaffungen machen zu können, so ist es selbstverständlich auch der Sinn jeder Unternehmung, ein gesundes Reinergebnis zu erwirtschaften. Von diesem Betrag müssen schließlich z. T. die Investitionen, die Dividenden usw. gezahlt und, was besonders wichtig ist, die Rücklagen für eventuelle Verluste gebildet werden.

Zum besseren Verständnis und zur besseren Übersicht soll das in Worten Gesagte noch einmal in Form einer tabellarischen Übersicht gebracht werden, wie sie auch in der Praxis zur Erstellung der monatlichen Ergebnisrechnung angewandt wird.

Beispiel einer monatlichen Ergebnisrechnung

BETRIEBLICH

I. Erträge	
Umsatz (brutto)	1 000 000.—
./. Erlösminderung	./. 10 000.—
Umsatz — netto	990 000.—
+ innerbetriebliche Leistung	+ 20 000.—
+ betriebliche Nebenerträge	+ 30 000.—
+ oder ./. Bestandsveränderungen	+ 100 000.—
Erträge gesamt	1 140 000.—

II. Kosten

Fertigungs-Material	650 000.—
Fertigungs-Löhne	65 000.—
Gemeinkostenlöhne	80 000.—
Gehälter	82 000.—
Soziale Aufwendungen	50 000.—
Gemeinkostenmaterial	
Material für Reparaturen	
Wasserverbrauch, Gasverbrauch, Stromverbrauch, Kohlenverbrauch usw.	40 000.—
Steuern und Beiträge	
Vermögenssteuer, Grundsteuer	
Kfz-Steuer und -Versicherung	
Beiträge	12 000.—
Verschiedene Gemeinkosten	
Mieten	
Beratungskosten	
Allgemeine Versicherungen usw.	33 000.—
Kalkulatorische Kosten	28 000.—
Sonderkosten des Vertriebs	18 000.—
Gesamt-Kosten	1 058 000.—

III. Betriebsergebnis (I ./. II)

Neutrale Erträge	40 000.—
Neutrale Aufwendungen	25 000.—

IV. Neutrales Ergebnis

	+ 15 000.—
--	------------

V. Brutto-Ergebnis (III + IV)

Aus dem Brutto-Ergebnis zu bezahlende Aufwendungen	./. 41 000.—
--	--------------

VI. Rein-Ergebnis

	56 000.—
--	----------

= rd. 5,0% vom Ertrag

PRIVAT

Erträge	
Gehalt oder Lohn (brutto)	700.—
(entfällt)	—
	700.—
für Obst und Gemüse aus eigenem Garten	+ 20.—
Einnahmen aus Nebenarbeit	+ 30.—
(entfällt)	—
Erträge gesamt	750.—

Kosten

Lebensmittel	250.—
Lohn für die Putzfrau	30.—
(Hausangestellte im größeren Haushalt)	—
Haus- oder Wohnungsreparaturen	10.—
Gas- und Stromrechnung	12.—
Heizungsgeld	30.—
Reparaturen für Kleidung usw.	15.—
Grundsteuern (bei Hausbesitzern)	5.—
Kfz-Steuer und -Versicherung	18.—
Vereinsbeiträge usw.	3.—
Wohnungsmiete	100.—
Radio, Fernsehgebühren	7.—
Allgemeine Versicherungen	6.—
Verschiedenes usw.	50.—
Kalkulatorische Kosten (entfällt)	—
Sonderkosten des Vertriebs (entfällt)	—
Gesamt-Kosten	536.—

Arbeitsergebnis

Einnahme aus Untermieter usw.	120.—
Ausgaben für Untermieter usw.	60.—

Neutrales Ergebnis

	+ 60.—
--	--------

Brutto-Ergebnis

Lohnsteuer, Kirchensteuer, Sozialversicherung	./. 133.—
---	-----------

Rein-Ergebnis

	141.—
--	-------

= rd. 20% vom Ertrag



BERLIN

ist eine Reise wert!

Die Fülle der Eindrücke in der zweigeteilten deutschen Hauptstadt bestätigt das Werbewort. An der koexistenzellen Nahtstelle von Weltmachtblöcken und gegengerichteten Ideologien stürzen Erlebnisse und Erkenntnisse auf den westdeutschen Besucher ein. Diesmal waren es Angehörige des Evangelischen Arbeitskreises in den Motoren-Werken Mannheim AG. Acht Tage in Berlin wurden für sie zum unvergeßlichen, aufrüttelnden Geschehen.

„Eine Hauptstadt ohne Land in einem Land ohne Hauptstadt“ ist die Viermillionenstadt geworden, sagte Senatsdirektor **Albertz**, persönlicher Referent von Willi Brandt, beim Empfang im Schöneberger Rathaus, als er mit dem nüchternen Wirklichkeitssinn der Berliner die politische und wirtschaftliche Lage der „Insel Berlin“ kennzeichnete. Beim Empfang im Bundeshaus ergänzte Abgeordneter **Waltz** die Feststellungen mit einer Betrachtung der politischen Ursachen, die den homogenen Wirtschaftsraum der Stadt immer wieder gewaltsam spalten. Gegen den Willen seiner Bewohner auf beiden Seiten der künstlich geschaffenen, widernatürlichen Stadtteile, Verkehrs- und Versorgungseinrichtungen, Straßen, sogar Häuser trennenden „Sektorengrenze“.

Vorposten deutscher Kultur
Als wir vor dem Luftbrückendenkmal am Flughafen Tempelhof standen, wurde es uns bewußt, was die Aufrechterhaltung der Verbindungen Westberlins zur Bundesrepublik bedeutet. Alle Wirtschafts- und Lebensgüter müssen in die Hauptstadt, die zur Vorpostenstadt deutscher Wesensart und Kultur geworden ist, hineingebracht werden. Doch am gleichen Platz sind die vielen Gruppen von Flüchtlingen, die in eine für sie noch ungewisse neue Freiheit geflohen werden, die niederdrückende Kehrseite einer welt- und volkspolitisch unbegreiflichen Situation.

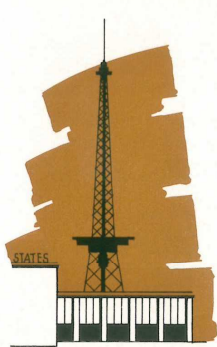
Die Trennung darf und kann nicht ewig währen!

Gewiß hat der Berliner Geduld und einen großartig anmutenden Gleichmut. Auf den ersten Blick könnte man glauben, ihn berühre es kaum, daß er an einem Knotenpunkt der Weltgeschichte stehe, in einer Stadt mit besonderem Auftrag, mit besonderer Optik und besonderen Problemen. Denn schließlich hat sich das insulare Berlin, gleich den Städten Westdeutschlands, kraftvoll aus dem Trümmerschutt geschüttelt, wengleich der Wiederaufbau im östlichen Teil nicht Schritt halten konnte.

Und doch bedrückt es den Berliner, wenn er trennende Begriffe vernimmt und täglich verspüren muß, die es früher nicht gab: West und Ost. „Schnauze mit Herz“ hat man ihn immer gekennzeichnet; er mag sich nicht vor beides ein Vorhängschloß legen lassen. Er sagt es jedem frei heraus, daß er zu denen gehört, die am meisten die Wiedervereinigung ersehnen.

Der Mann auf der Straße

Ist das auch die Meinung des Mannes auf der Straße? Wir wollten ja nicht nur Referate im Westen hören, sondern die Begegnung mit dem werktätigen Menschen überall in dieser zweigeteilten Stadt suchen. Wir fanden sie in Tempelhof, in Köpenick, am Prenzlauer Berg, in Charlottenburg, Lichterfelde und auch einmal in einer Destille im Friedrichshain. Ungestört konnten wir die Sektorengrenze mit der U-Bahn, der S-Bahn und auch zu Fuß überschreiten. Und überall trafen wir den „Berliner“, der von „seiner“ Stadt sprach, sich über die Neugestaltung freute und glücklich darüber ist, daß Berlin wieder schön wird. Er weiß, daß die Menschen in allen Teilen der Hauptstadt Wissen, Können und Regsamkeit besitzen und Berlin doch mal wieder „eine Wolke“ sein wird. Die Wiederherstellung der kommunalen, vor allem der wirtschaftlichen Einheit erscheint auch bevölkerungspolitisch notwendig, weil Berlin eine überalterte Stadt ist. Die „Bevölkerungspyramide“, die üblich unten eine breite Grundfläche der jungen Generation aufweist, ist sozusagen umgestülpt. Die ältere Generation – das erkennt man beim Stadtbummel immer wieder („alte Dame mit Hund“) – überwiegt. Das bedeutete für die Zukunft ein ernstes Problem.



Eine Äußerung ist uns aber vor allem im Gedächtnis geblieben. Ein Berliner meinte: „Wir sind eben genau in der Mitte eines Sturmwirbels. Dort ist es bekanntlich am ruhigsten. Man kann nur gar nichts tun, um diesen Wirbel zu verhüten; aber man weiß, daß er einmal vorbei sein wird!“ So bleibt „der Mann auf der Straße“ in Berlin ruhig, nüchtern und nicht ohne seinen ererbten Humor. Seine Haltung und seine Zuversicht, daß Berlin immer sein wird und sich auch die nur durch geschichtliche Verhältnisse bewirkte Situation wieder zur überkommenen Bedeutung wandeln wird, hat uns Westdeutschen Achtung abgenötigt.

Eine Stadtrundfahrt

brachte uns dann überall hin in die Riesenstadt, deren Bevölkerungszahl zwar mit 2,3 Millionen Menschen in West- und etwa 1,2 Millionen in Ostberlin weit unter dem Vorkriegsstand liegt, die aber in ihren räumlichen Ausmaßen immerhin jeweils rund 50 km Durchmesser von Norden nach Süden und von Westen nach Osten hat. Von früheren „Sehenswürdigkeiten“ ist nicht viel geblieben, alles hat nach dem Bombenkrieg dem Neuen, oft so Andersartigen Platz gemacht. Man muß häufiger in der beharrlichen Erinnerung vergeblich nach dem suchen, „was da früher war“. Viele einstige Brennpunkte pulsierenden Verkehrs und bewegten Lebens bestehen überhaupt nicht mehr. Bombentrümmer sind auch noch viele historische und kulturelle Stätten – Dom, Gendarmenmarkt, viele Schinkelbauten, darunter auch Kirchen, das Schloß und das Reichspräsidentenpalais. Manches soll wiederaufgebaut werden. Das Reichstagsgebäude wird bereits wiederhergerichtet; über die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche ist die endgültige Entscheidung noch nicht getroffen. Bis weit in den Osten, zu den Spreehäfen hinaus in den Treptower Park zum Sowjetischen Ehrenmal, erbaut aus den Marmorblöcken der ehemaligen Reichskanzlei, führte



die Rundfahrt. Auch dort sahen wir Zeugen eines zweifellos vorhandenen Wiederaufbaustrebens, freundliche Wohnsiedlungen an den Stadträndern, einige Monumentalbauten, zu deren bekanntesten die Stalinallee zählt. Vor allem aber sind Straßen, Plätze und Trümmerblöcke überall vom Kriegsschutt geräumt. Die Verwirklichung des „Neuen Bebauungsplans“ im Osten der Stadt und im früheren eigentlichen Zentrum im Bereich des Potsdamer-, des Pariser- und Alexanderplatzes herum, d. h. im meistzerstörten Stadtgebiet, geht allerdings – für jeden Besucher augenscheinlich – langsam vor sich.

Westberlin baute auf

Wer durchs Brandenburger Tor, vorbei am russischen Territorium des Sowjetischen Besetzungsdenkmal, in den Westen geht, spürt im Gegensatz der Straßenfortsetzung von „Unter den Linden“ in die „Straße des 17. Juni“ an allem, was ihn umgibt, den Unterschied. Überall lösen gepflegte Grünanlagen, die Lungen der werkenden Bevölkerung, Neubauten und Wohnsiedlungen ab. Straßenblock um Straßenblock fügt sich in allen Stadtteilen zu einem neuen Berlin. Das Coubertin-Hochhaus am Olympiastadion allein beherbergt 3000 Menschen; ein Gemeinwesen für sich, mit eigener Hausverwaltung, eigenem Postamt und eigener Ladenstraße: Symbol des Wohnungsbaustrebens. Der Wiederaufbauwille wird körperhaft, wohin man sieht. Monumentalbauten künden vom groß- und hauptstädtischen Charakter. Und hier trifft man auch auf Verkehrsströme und vor allem auf – Menschen, auf den echten Berliner, der nach fleißigem Tagwerk seine Molle beim offenen, freien Gespräch trinkt. Allerdings, das fällt auf, begegnet man der älteren Generation. Viel Jugend fehlt im Bevölkerungsgefüge, das leider im strukturellen Aufbau überaltert ist. Facharbeitermangel – trotz gleicher Lohnsätze wie im Westen, dazu bei niedrigeren Lebenshaltungskosten – ist besonders spürbar.

Bei Hasse & Wrede und bei Kübler

bestätigte man es uns. Natürlich haben wir die Gelegenheit benutzt, unsere Berliner Schwersterfirmen zu besuchen. Die Vertreter der Geschäftsleitungen und der Betriebsräte haben sich darüber sehr gefreut. Weit voneinander gelegen, im äußersten Norden und im tiefen Süden der Riesenstadt mit ihrer unübersehbaren Weite liegen die Vorposten unseres Konzerns. Regsamkeit im planvollen Wiederaufbau begegnete uns. Kübler hat es wohl am schwersten, Schritt für Schritt die traditionellen Arbeitsmethoden an neuzeitliche Fertigungsbedingungen anzugleichen; in Kürze begeht man das 75jährige Jubiläum. Hasse & Wrede, im ehemaligen Zweigwerk Britz, stützt sich auf drei Träger des Arbeitsprogramms: auf die überlieferte Erzeugung von Werkzeugmaschinen, auf die Herstellung und den Vertrieb von Holset-Schwingungsdämpfern und auf Verzeichnungsaufträge des konzerneigenen Motorenbaus in Mannheim und München. Man könnte wohl sagen, daß unsere Schwesterbetriebe ein Spiegelbild vom schwierigen, aber planmäßigen und vor allem fleißigen Aufbau des Westberliner Wirtschaftslebens darbieten. Unsere Werkzeugzeit hat darüber ja schon besonders berichtet. Gern wären wir auch einmal nach Berlin-Lichtenberg in den Ostsektor hinausgefahren, um die Knorr-Bremse-Betriebe – jetzt VEB – zu besichtigen. Angeblich sollen die derzeitigen Betriebsleiter hin und wie-



Besuch bei Hasse & Wrede in Berlin-Britz . . .



. . . und bei Kübler in Berlin-Reinickendorf-West



der solche Besuche gestatten; aber das umfangreiche Programm unserer Studienreise beließ uns leider keine Zeit. Ausgefüllt waren diese Tage. Sie gaben uns in vielen sozialpolitischen Problemen, mit denen sich der Evangelische Arbeitskreis in den MWM beschäftigt, einen Anschauungsunterricht, den uns aber auch wegen der geistigen und seelischen Not unserer Deutschen in Berlin zu tiefst erschütterte hat. Wir möchten hoffen, daß viele Arbeitskameraden aus dem Westen Gelegenheit finden, die Hauptstadt Deutschlands wiederzusehen oder sie auch erstmals zu erleben. Berlin ist wirklich eine Reise wert.

6 MWM-Belegschaftsangehörige

BETRIEBSKLIMA

Keine Angst, ich beabsichtige nicht, abgegraste Wiesen zu betreten.

In der Bundesrepublik gibt es etwa 20 Millionen Arbeitnehmer. Die einen sind Arbeiter, die anderen Angestellte. Und da setzt es schon ein: Die einen – die anderen. Das sollte es überhaupt nicht geben. Die einen sind nämlich genau so wichtig wie die anderen. Und nur in solchen Firmen ist das Betriebsklima gut, in denen eine feste, leicht gangbare Brücke von den „einen“ zu den „anderen“ führt, also von den Arbeitern zu den Angestellten und umgekehrt. Unser Konzern umfaßt etwa 7500 Arbeitnehmer, davon sind rund 5500 Arbeiter und rund 2000 Angestellte. Da sollte man sich doch von Zeit zu Zeit die Frage vorlegen: ist nun diese Brücke vorhanden, ist sie gangbar und vor allem: wird sie auch benutzt? Es darf hier keine Gleichgültigkeit geben, denn in der Gleichgültigkeit liegt die Gefahr! In diesem Sinne sind alle angesprochen: Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, Geschäftsführung, Personalleitungen, Abteilungsleiter und Bürochefs, Ingenieure und Techniker, Kaufleute, Meister, Facharbeiter und angelernte Arbeiter, ja selbst die Lehrlinge und die Laufmädchen. Die Arbeitsteilung in der Wirtschaft schreitet ständig fort. Gerade sie aber macht es erforderlich, unabhängig für eine gute Organisation zu sorgen. Diese ist von einer guten Personalpolitik nicht zu trennen. Es ist notwendig, und der Mitarbeiter hat sogar einen Anspruch darauf, daß eine klare Gliederung und Zuteilung der Aufgaben erfolgt und daß Aufgabe, Verantwortung und Zuständigkeit einander entsprechen. Die richtige qualitative und quantitative Bemessung des Arbeitsgebietes ist zwar schwierig, aber ungeheuer wichtig. Zuviel oder zuwenig kann sich da im Menschlichen und Sachlichen katastrophal auswirken und insbesondere die so wesentlichen Aufstiegsmöglichkeiten beeinträchtigen. Die Bedeutung der Aufstiegschancen aber kann kaum hoch genug veranschlagt werden, denn sie wirken als Antrieb und durch sie hebt sich das Niveau und die Dynamik des Betriebes. Es ist ja kein Geheimnis, daß im Verhältnis zur Entlohnung die Aufstiegsmöglichkeiten wesentlich höher bewertet werden, und es liegt auf der Hand, daß man keinesfalls das eine an die Stelle des anderen setzen kann. Die Organisation der Betriebe muß selbstverständlich genügend Spielraum für die Entwicklung der Persönlichkeit lassen. Daraus ergibt sich unzweifelhaft, daß die Organisation nicht perfekt von kalt-mechanischer Art sein darf!

Ein namhafter Psychotherapeut hat kürzlich ein sehr lesenswertes Büchlein herausgegeben, in dem u. a. vom psychologischen Standpunkt aus das Betriebsklima untersucht wird. Ein Abschnitt hat mich besonders beeindruckt: Der Verfasser kommt darin zu dem überraschenden Schluß, daß eine Abteilung, in der viele Krankmeldungen vorkommen, keinen guten Chef haben kann. Ein verhältnismäßig großer Teil der „Krankheiten“ sind nämlich auf ein schlechtes Abteilungs-Klima zurückzuführen. Häufig fühlt sich der „Kranke“ ungerecht behandelt oder ist verärgert über das Benehmen seines Vorgesetzten und, um den Ärger abzureagieren, ist er eben krank. Zunächst erscheint einem diese Logik absurd. Beschäftigt man sich aber mit dem Problem, so kommt man schnell dahinter, daß die kurzen Krankheitszeiten von einem oder zwei Krankheitstagen sehr wohl aus den angeführten Tatsachen resultieren könnten. Hier läge eine dankenswerte zusätzliche Aufgabe bei den Personalleitungen.

Untersucht man in einer Firma einmal das Betriebsklima näher, so stößt man sofort auf eine menschliche Schwäche. Eine nur sehr mangelhaft vergrabene Streitaxt kommt sofort zum Vorschein: die uralte, sinnlose, kulturell wie wirt-

schaftlich nicht vertretbare Überheblichkeit, die darin liegt, daß man Gegensätze herausschleift, die praktisch gar nicht vorhanden sind! Techniker gegen Kaufleute, Facharbeiter gegen Ungelernte, Männer gegen Frauen... Alle müßten sich doch darüber im klaren sein (und bei ernsthafter Diskussion des Problems sind sie es auch!), daß die personelle Struktur eines Betriebes einem Mosaikbilde gleicht: die einzelnen Steinchen sind völlig gleichwertig. Lediglich Farbe und Häufigkeit erwirken die Harmonie des Gemäldes. Das heißt doch wohl nichts anderes, als daß alle dazu beitragen müssen, nach außen und innen ein geschlossenes Ganzes abzugeben. Hüben und drüben, oben und unten, vorn und hinten gibt es in diesem Falle nicht. Techniker und Kaufleute, Männer und Frauen, Facharbeiter und Angelernte sind einzeln genommen nicht bestimmend für den Betrieb. Erst in ihrer guten, möglichst lautlosen Zusammenarbeit kommt das geheimnisvolle Fluidum zum Vorschein, das das Lebenselement eines guten und weit ausstrahlenden Betriebes ist. Und um das zu erreichen, müssen alle einig sein, müssen alle guten Willens sein und müssen alle einsehen, daß ein gutes Betriebsklima nur geschaffen und erhalten werden kann, wenn alle Komponenten, die zum Charakteristikum dieses Klimas gehören, mitschwingen.

Eines ist aber auszuschließen: die Politik! Hier sollte ein für allemal der Grundsatz gelten: Politik gehört unter keinen Umständen in den Betrieb! Das soll nicht etwa heißen, daß sich die dort arbeitenden Menschen nicht politisch betätigen bzw. politisch denken sollten... Sobald jedoch Parteipolitik im Spiele ist oder gar in den Vordergrund geschoben wird, werden Spannungen erzeugt, die für das Betriebsklima unzutrefflich sind. Es gibt einfach kein schwarz oder rot oder sonst wie gefärbtes Betriebsklima!

Leider gibt es aber auch kein Universalrezept für eine harmonische Betriebsatmosphäre. Die Menschen, die in den einzelnen Betrieben zusammenströmen, die Organisation, die in den Werken grundverschieden ist und die wirtschaftliche Situation selbst beeinflussen ja die Beschaffenheit des Betriebsklimas. Ausschlaggebend aber wird immer die Bereitschaft sein, mit gutem Willen Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen und stets den guten Ansätzen, die immer vorhanden sind, zum Durchbruch zu verhelfen. Dann kann die Frage, die in einer einschlägigen Schrift gestellt wurde „Was braucht der arbeitende Mensch?“ ganz einfach beantwortet werden:

Ein gutes Betriebsklima. Stolzenburg, München.



Am 1. Juli 1960 besuchte Herr Prof. Markovic von der Technischen Hochschule in Beograd die Knorr-Bremse GmbH mit 20 Studierenden der Fachrichtung „Eisenbahnverkehrstechnik“. Ein großer Teil der Studierenden sind Männer der Praxis, die jetzt ihre theoretische Ausbildung fortsetzen. Nach einem Vortrag Herrn Dr. Möllers über die moderne Bremstechnik, der Besichtigung der Großprüfstände und der KE-Montage vereinigte alle ein kleines Abschiedessen.



KLINKENPUTZER

STEHLEN UNSEREN FRAUEN NERVEN UND ZEIT

Für Kurt und Anni erscheint jeder Tag als der glücklichste ihres jungen Lebens. Sie haben geheiratet und sind gerade von der Hochzeitsreise zurückgekehrt. Kurt ist wieder an seine Arbeit im MWM-Werk gegangen, und Anni nimmt richtig Besitz von ihrer netten Zweizimmerwohnung, um die man tüchtig laufen und sparen hatte müssen.

In den eigenen vier Wänden, so glaubte Anni, könne nichts ihr junges Glück stören und trüben. Sie war stolz, wenn es an ihrer Abschlusftür klingelte. Sie öffnete, um – wie sie glaubte, einer Nachbarin oder einem lieben Besuch ihr neues Heim zeigen zu können.

Der „liebe Besuch“ entpuppte sich meistens als lästiger Vertreter in Fußmatten, Bügelbrettern, Sicherheitsschlössern, Staubsaugern, Rasierklingen, Ansichtskarten, Elektro- oder Küchengeräten. Die frischgebackene Hausfrau hörte anfangs den redewandten Herren interessiert zu, quitierte die „absichtslosen“ Komplimente mit dankbarem Lächeln und ließ sich schließlich zu Bestellungen verleiten. Man brauchte ja noch so vieles. Bis dann Kurt, als er ein paar Tage später die Bestellzettel sah, kategorisch verlangte, sie möge sich doch gefälligst nicht schon heute um die Aussteuer einer noch nicht geborenen Tochter sorgen.

Jetzt hat Anni einen schweren Stand. Wenns klingelt, muß sie ein abweisendes Gesicht aufsetzen, den Redeschwall der Herren mit Koffer durch ein barsches „Ich brauche nichts!“ im Keime erstickend und in hartnäckigen Fällen sogar blitzschnell die Tür zuwerfen, ehe sich ein frecher Fuß über die Schwelle schiebt.

„Vertreter“-Invasion

Solchen Belästigungen sind unsere Frauen daheim täglich ausgesetzt, und uns Männer beruhigt es auch gerade nicht während der Arbeit, daß wir gegen die „Türklinkenputzer“, die der Hausfrau Nerven, Zeit und Geld stehlen, nicht eingreifen können. Gerade junge Frauen, die noch unerfahren sind und die Reichweite der Lohntüte nur tastend-schätzend überblicken, lassen sich beschwätzen. Sie kaufen und müssen sich meist bald eingestehen, daß

sie entweder mit der Ware hereingelegt wurden oder daß die immer wieder zu zahlenden Raten über die Finanzkraft der Familie hinausgehen. Besonders die Arbeiterwohnsiedlungen sind zum Magneten von „Vertretern“ jeder Branche geworden. Die Gartensstadt-Genossenschaft, weitere Mannheimer Wohngenossenschaften und auch die Bewohner unserer Werksiedlung Wotanstraße können ein Liedchen davon singen.

Muß dieses Unwesen sein?

Kaum; denn richtige Arbeitskräfte sind bereits Mangelware und werden überall gesucht. Wer schaffen will, braucht keine Klinken zu putzen. Warenmangel haben wir auch nicht; denn die Auslagen in den Einzelhandelsgeschäften quillen über. Von Notstand zu reden, wäre Unsinn; denn die Rentenversicherung ist in Ordnung. Alte, Kranke und Versehrte brauchen keine Not zu leiden. Und bei wirklich unverschuldeter Not helfen Wohlfahrtsverbände und vielfach betriebliche Einrichtungen. Das Kaufen aber soll im harmonischen Einvernehmen beider Ehepartner erfolgen. Darum: Hausfrau, werde hart!

JHB, Mannheim



**ZEIT
ZUM ARBEITEN
IST
MANGELWARE**

Auf besonders höfliche Weise haben die Baird-Motorenwerke in St. John (Neufundland) ihre Angestellten und Arbeiter jetzt um Einsicht gebeten. Angestellten und Arbeitern leuchtete kürzlich folgende Mitteilung der Betriebsführung vom Schwarzen Brett entgegen: „Wir bitten darum, daß irgendwann zwischen Arbeitsbeginn und Arbeitschluß und ohne größere Beeinträchtigung der Zeit, die normalerweise für Frühstück, Kaffeepausen, Erholungszellen, Geschichtenerzählen sowie Erörterung der Urlaubspläne und des gestrigen Fernsehprogramms verwendet wird, jeder Angestellte sich bemüht, etwas Zeit für das zu reservieren, was normalerweise als Arbeit bezeichnet wird. Für viele mag dies eine radikale Neuerung bedeuten, wir glauben aber ehrlich, daß unsere Idee große Möglichkeiten in sich birgt.“



In der Kürze liegt die Würze!

Für alle Stenographen
und die, die es werden wollen!

Handwritten stenographic text, likely a parody of the article's content.

Handwritten stenographic text, likely a parody of the article's content.

Handwritten stenographic text, likely a parody of the article's content.

Handwritten stenographic text, likely a parody of the article's content.

(„Das Beste aus Readers Digest“)

UNSERE JUBILARE

25 DIENSTJAHRE

Südd. Bremsen AG, München



40 DIENSTJAHRE

HELENE ERLACHER
1. 7. 60 Sekretärin

Knorr-Bremse GmbH, Volmarstein

PAUL KIEPE

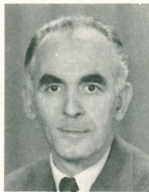
9. 7. 60 Sandstrahlbläser

Hasse & Wrede GmbH, Berlin



WERNER STRUPAT
1. 7. 60 Montagemeister

Motoren-Werke Mannheim AG



FRIEDRICH BELZER
1. 7. 60 H. B.



KURT SCHMITT
5. 7. 60 Dreher



ADAM HAMM
15. 7. 60 Schlosser



KURT WAGNER
24. 7. 60 Werkmeister



ARTUR BAUERLE
21. 8. 60 Schlosser

Motoren-Werke Mannheim AG



FRIEDRICH REIBEL
24. 8. 60 Obermeister



RICHARD DITTERICH
5. 7. 60 Schlosser

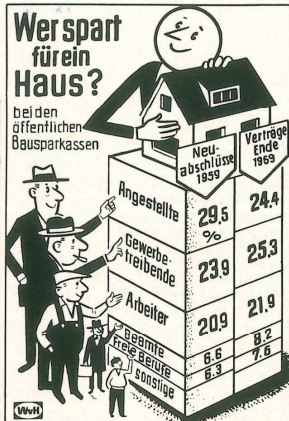
Südd. Bremsen AG, München



WILHELM HEUBISCH
15. 7. 60 Schreiner



JOSEF SCHMIDT
2. 8. 60 Kontrollmeister



WER SPART FÜR EIN HAUS?

3,8 Milliarden DM Vertragssumme 1959 und zum erstenmal über eine Milliarde DM Spargeldeingang im gleichen Jahr – diese respektablen Zahlen der öffentlichen Bausparkassen im Bundesgebiet werden interessanter, wenn man weiß, in welchem Maße Angehörige der verschiedenen Berufsgruppen Bauherren werden wollen. Ein Vergleich zwischen dem Vertragsbestand Ende vorigen Jahres und den Neuabschlüssen 1959 zeigt, daß mehr Angestellte als früher sich im Vorjahr entschieden, einen Bausparvertrag abzuschließen. Als nächstgrößere Gruppe erscheinen in unserer Aufstellung die Gewerbetreibenden, gefolgt von den Arbeitern. – Im Laufe der vergangenen Jahre sind immer mehr Bezieher kleinerer Einkommen zu den Bausparern gestoßen. Insgesamt betrug die Zahl der Verträge bei den öffentlichen Bausparkassen Ende des vorigen Jahres 1,3 Millionen, mitfinanziert wurden rund 28 500 Gebäude mit über 60 000 Wohnungen.